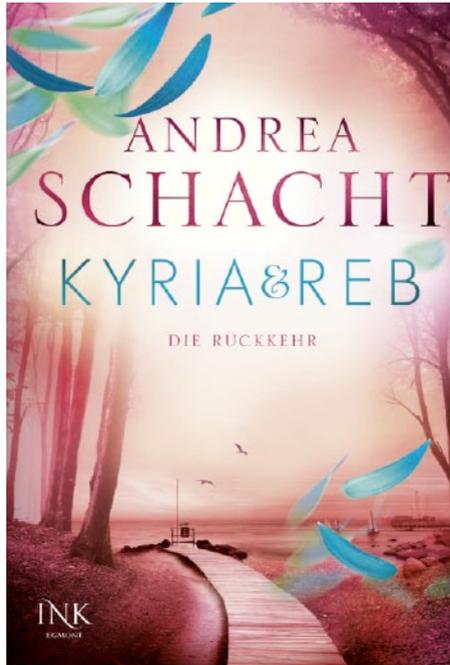


INK
EGMONT

Unverkäufliche Leseprobe

Andrea Schacht
Kyria & Reb – Die Rückkehr



352 Seiten
ISBN: 978-3-86396-038-4

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-ink.de

© 2013 INK verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH

ANKUNFT

Der glutrote Ball der Sonne war schon im Meer versunken, noch leuchtete am Horizont ein Wolkenband in ihrem Widerschein. Unter dem blassen Blau des Himmels kreisten Möwen und übertönten mit ihrem Geschrei das Knattern von Flukes Boot. Die Gischt hatte mein Gesicht bedeckt und war darauf getrocknet. Die Haut spannte sich, und meine trockenen Lippen schmeckten nach Salz. Seit dem Morgen waren wir unterwegs, auf der Flucht vor denen, die mich verhaften wollten.

»Da vorne, Kyria«, sagte Fluke und wies mit der Hand auf die Mole.

Ich nickte müde.

»Kriegst du das hin?«

Fluke klang besorgt. Aber was nutzte mir schon seine Sorge? Ich hatte keine andere Wahl.

»Es wird schon klappen. Hauptsache, keiner bemerkt mich, wenn ich an Land gehe. Danach ...« Ich hob die Schultern. Danach würde man sehen.

Fluke drosselte den Motor, das Boot trieb langsam auf die Mole zu.

»Die Leiter, Kyria. Klettere sie hoch und tu dann so, als kämst du von einem Spaziergang auf der Mole zurück.«

»Ist gut.«

Geschickt wand Fluke ein Seil um die untere Sprosse der eisernen Stiege. Ich schulterte meine Tasche und drehte mich zu ihm um. Seine Augen sahen mich traurig an.

»Leb wohl, Kyria. War schön, dich getroffen zu haben.«

»Es war eine gute Zeit, Fluke. Trotz allem. Grüß mir meine Freunde. Und danke.«

Ich legte meine Hand um seinen Nacken und gab ihm einen sanften Kuss. Er seufzte leise.

»Wäre schön gewesen. Viel Glück, Kyria.«

Misstrauisch sah ich die rostigen Sprossen an. Hoffentlich hielten sie mein Gewicht. Aber auch hier hatte ich keine andere Wahl. Ich packte zu und hangelte mich die feuchte, von Algen und Muscheln besetzte Betonwand hoch. Als ich oben angekommen war, schürfte ich mir die Knöchel auf, dann kam ich langsam auf die Füße.

Fluke machte die Leine los und winkte mir zu. Dann knatterte der Motor, und das Boot entfernte sich.

Mit ihm ein Abschnitt meines Lebens.

Ich war wieder in NuYu.

Genauer gesagt in Honfleur. Ein hübsches Städtchen, wie Fluke mir während der langen Stunden im Boot erzählt hatte. Der kleine, uralte Hafen, in dem ich jetzt stand, galt als eine Attraktion für Touristen, die an warmen Sommerabenden wie diesem hier in großer Zahl flanieren oder die zahlreichen Tische der Restaurants bevölkerten. Ich würde nicht besonders auffallen.

Das war wichtig, denn im Gegensatz zu allen hier Anwesenden besaß ich kein Id – keinen Ausweis, keinen Kredit, keinen Gesundheitspass. Und ich besaß auch kein KomLink, mit dem ich Kontakt zu denjenigen aufnehmen könnte, die mir weiterhelfen würden.

Ich schlenderte zwischen Pollern und Tauen Richtung Ufer, um mich unter die Menschen zu mischen. Unterwegs hatte ich mir einen

Plan gemacht, den ich jetzt umsetzen wollte. Besonders wohl war mir allerdings nicht dabei.

Als Erstes musste ich ein KomLink klauen. Schwierig, so hatte ich gedacht, war das vermutlich nicht. Die Touristen waren entspannt und achtlos. Ich war jedoch weit entfernt von entspannt. Jeden Augenblick, den ich mich an den Tischen entlangbewegte, fürchtete ich, dass jemand mich ansprach, mich erkannte, mich festhielt. Aber man beachtete mich nicht, und nach einer Weile gelang es mir, nach offenen Taschen oder unbeachtet herumliegenden KomLinks Ausschau zu halten. Ein junges Mädchen, gerade so alt wie ich, fiel mir ins Auge. Sie plapperte in ein rosafarbenes Gerät und steckte es dann nachlässig in die Tasche ihrer Jacke, die über der Stuhllehne hing. Ich blieb einen Meter entfernt von ihr stehen und las die aufgestellte Speisekarte. Jetzt beugte sie sich vor, um ihrem Begleiter einen hingebungsvollen Kuss zu geben. Ich strich nahe an ihrem Stuhl vorbei und tastete in die Jackentasche. Da war es, das KomLink. Klein und rundlich, verschwand es in meiner Hand. Ich ging zielstrebig weiter am Hafenbecken entlang bis zur Schleuse, dort, wo ein baumbestandener Park begann.

Mein Herz klopfte noch immer, als ich stehen blieb und mich an einen Baumstamm lehnte. Dann begann ich die Nummer einzutippen, die ich mir vor Monaten gründlich eingepägt hatte.

»Ja«, sagte eine männliche Stimme augenblicklich.

»Ich bin's, Kyria.«

Das Schweigen dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde, dann kam prompt die Frage: »Wo bist du?«

»In der Nähe von Le Havre. Honfleur. Ich brauche Hilfe.«

»Ich schicke jemanden. Aber das dauert ein paar Stunden. Wo finden wir dich?«

»Ich hab kein Id und kein Geld. Ich bleibe irgendwo in der Nähe der Schleuse. Hier ist ein Park.«

»Woher hast du das KomLink?«

»Gestohlen.«

»Wirf es weg. Klau ein anderes, wenn es geht. Irgendwann im Morgengrauen. Ruf mich wieder an.«

»In Ordnung.«

»Bist du okay?«

»Einigermaßen.«

»Der Kurier bringt dir ein Id, auf den Namen Ria Meier. Damit spricht er dich auch an.«

»Ist gut. Danke.«

Die Verbindung war unterbrochen. Ich betrachtete das hässliche, pinkfarbene Ding und bemerkte, dass meine Hände zitterten. Aber immerhin, der erste Schritt war getan. Ich trat an den Kai und warf das KomLink ins Wasser.

Cam war kurz angebunden gewesen, aber – Himmel, es war Verlass auf ihn.

Inzwischen war es dunkel geworden, Lampenlicht schimmerte auf den kleinen Wellen. Ein Segelboot glitt vorbei, lautlos fast, suchte eine Anlegestelle. Von dem belebten Platz am Hafen klang Musik zu mir, vom Meer her brachte eine leichte, kühle Brise meine Haare durcheinander und trug den Geruch von verrottendem Tang mit sich. Mich schauderte, und ich wühlte aus meiner Tasche die Jacke, um sie über mein leichtes Hemd zu ziehen. Es würde eine lange Nacht werden. Langsam ging ich zurück zu der kleinen Ansammlung von Bäumen und setzte mich zwischen ihnen nieder. Cam hatte recht, ich musste mir ein weiteres KomLink besorgen, eines, dessen Verschwinden nicht so schnell bemerkt wurde. Eine vertrackte Aufgabe.

In meiner Tasche befanden sich noch ein letztes Brot und ein Apfel. Ich aß beides auf und döste eine Weile vor mich hin. Erholsam war der Schlaf nicht, zu wachsam war ich, zu unbequem mein Lager, zu

angespannt meine Sinne. Ich fror, stand schließlich auf und begann umherzulaufen. Die meisten Lichter waren erloschen, die Gäste der Restaurants und Bistros in die Zimmer ihrer Hotels oder Lodges zurückgekehrt.

Vor vier Monaten hatte ich erstmals in meinem Leben eine Reise unternommen, in einer Gruppe von Civitates. Die Lebensart der Bürger NuYus war mir bis zu diesem Zeitpunkt fremd gewesen. Als Tochter einer hohen Politikerin, zudem Trägerin einer tödlichen Krankheit, war ich behütet und beschützt aufgewachsen. Eines aber hatte ich schnell begriffen – auf ihren Urlaubsreisen waren die Menschen unerbittlich darauf aus, jedes legale Vergnügen bis an die Grenzen auszuschöpfen. Solange sie dabei kein Aufsehen erregten, wurde das geduldet.

Ich wanderte an den dunklen Häusern vorbei. Die Tische und Stühle waren zusammengerückt, die Sonnenschirme zusammengefallen, die Müllbehälter geleert. Wo sollte ich hier denn nun ein Kom-Link auftreiben?, fragte ich mich mutlos. Ich zog meine Jacke fester um mich, es war kalt geworden. Doch schon hellte sich der Himmel im Osten auf, die Sterne begannen zu verblassen. Ich fühlte mich einsam, setzte mich auf die Stufen eines alten Monuments und starrte auf die schwankenden Boote, die am Kai festgemacht waren. Eine graue Katze schlich vorüber, einen zappelnden Fisch in Maul. Für sie war die Nacht erfolgreich verlaufen.

Bei ihrem Anblick packte mich eine verzweifelte Sehnsucht nach Mabelle, Hazels Katze, die sich oft nachts an mich geschmiegt hatte. Seit meinem Aufbruch vor nun fast vierundzwanzig Stunden hatte ich jeden Gedanken an die vergangene Zeit rigoros unterbunden, aber der Anblick des geschmeidigen Tierchens weckte alles wieder auf. Tränen begannen meinen Blick zu verschleiern.

Gerade wischte ich sie mit dem Handrücken fort, als mir das Glück vor die Füße sank. Buchstäblich.

Ein trunkener Mann sank zu einem Haufen regungsloser Biomasse vor mir nieder und begann lauthals zu schnarchen. Seine Tasche lag direkt neben meinem Knie. Augenblicklich wurde ich hellwach. Vorsichtig zog ich sie zu mir und öffnete den Verschluss. Krimskrams, etwas Münzgeld und natürlich sein KomLink.

Sehr langsam bewegte ich meine Füße unter ihm weg, aber vermutlich hätte ich ihn auch mit aller Kraft wegtreten können, der Gute war vollkommen hinüber. Die Münzen steckte ich ein, das KomLink hielt ich in der Hand, als ich mich eilig wieder zur Schleuse begab. Dort gab ich erneut Cams Nummer ein.

»Ja?«

»Ich hab ein KomLink. Der Besitzer ist betrunken und wird eine Weile schlafen.«

»Wo bist du?«

»Wieder an der Schleuse, der Park liegt hinter mir.«

»Ich rufe zurück.«

Verdattert sah ich auf das Gerät. Viele Worte verlor Cam wirklich nicht. Aber vermutlich hatte er mich schon geortet. Es dauerte eine Weile, dann ließ mich ein schräger Hupton aus dem Gerät zusammensucken. Das Lämpchen des KomLinks blinkte. Ich meldete mich ebenso karg wie Cam.

»Ja?«

»Ben ist in einer halben Stunde bei dir. Bleib, wo du bist.«

»Gut.«

Nun, das gab mir etwas Auftrieb. Neugierig hielt ich Ausschau nach jenem Ben, während die ersten Möwen den Sonnenaufgang mit ihrem Geschrei begrüßten.

Lange brauchte ich nicht zu warten. Er kam mit beschwingten Schritten auf mich zu und sah aus wie ein typischer Civitates, ein bisschen mollig, gepflegte, lockige Haare, ein farbenfrohes Hemd, halb-

lange Hose und bis zu den Knien geschnürte Sandalen, offenbar der neueste Trend in der Stadt.

»Ria Meier?«

»Ben?«

»Mhm. Du siehst nicht besonders elegant aus.«

»Stört es dich?«

Es störte ihn.

»Ich würde auch gerne duschen, und noch lieber hätte ich ein richtiges Frühstück, aber die Umstände – ähm – waren nicht danach.«

Er fummelte in seiner Umhängetasche herum und reichte mir ein blau glitzerndes Armband.

»Dein Id. Ist nicht alles drauf, aber es reicht, um ein Zimmer zu nehmen.«

Ich legte das Id an und nickte. »Wann fahren wir?«

»Heute Nachmittag, ein City-Shuttle von Le Havre.« Jetzt lächelte er. »Bis dahin können wir uns ein bisschen ausruhen. War eine anstrengende Nacht, oder?«

Die Annehmlichkeiten der Zivilisation ließen mich beinahe entzückt aufseufzen. Das Hotel war zwar nicht luxuriös, aber das Wasser heiß, der Kaffee auch, und es gab ein reichhaltiges Frühstück. Ben war ein ruhiger Geselle, taute aber später, als wir im Zug saßen, etwas auf und erzählte von den Auswirkungen des Störfalls vor einigen Tagen, als die Kommunikationssatelliten für eine halbe Minute ausgefallen waren. Offensichtlich hielten sich die Verluste in Grenzen, aber noch immer wurde an der Behebung der Folgeschäden gearbeitet. Ich schwieg dazu, unterhielt ihn aber mit einigen Schilderungen des Landlebens, das ich bei Hazel genossen hatte. Später suchte ich auf dem KomLink, das er mir mitgebracht hatte, die neuesten Nachrichten. Das Geklaute hatten wir flugs entsorgt. Nach Cam fragte ich ihn nicht.

Cam, der eigentlich Ole MacFuga hieß und genau wie ich zu den Electi gehörte, führte ein anstrengendes Doppelleben. Cam – Camouflage nannte er sich – gehörte einer Untergrundorganisation an, die sich bemühte, einige der Missstände in unserem fürsorglichen Staatswesen zu beheben. Vornehm ausgedrückt. Denn unter der harmonischen Oberfläche, so hatte ich in einem ziemlich brutalen Schnelkurs gelernt, wucherten einige ziemlich üble Geschwüre. Während die Electi die Führungselite stellten, bildete die Civitas das Bürgertum. Von beiden ignoriert wurde die Subcultura, die aus eben dieser fürsorglichen Gemeinschaft Ausgestoßenen. Die Subcults hatten keine Bürgerrechte, für sie gab es keine medizinische Versorgung, keine bezahlte Arbeit, keine Wohnungen – kurzum, sie hatten keine Identität.

Und doch existierten sie – im Schatten, in den aufgelassenen Gebieten der großen Städte, die nach der Pandemie vor hundertfünfzig Jahren aufgegeben worden waren. Sie hatten ihre eigenen Gesellschaften gebildet, Clans mit selbst gewählten Regeln und Aufgaben, einer eigenen Form der Versorgung und des Nachrichtenwesens. Cam gehörte, soweit ich das beurteilen konnte, zu der Gruppe der Wardens, die die Verbindung zwischen den Subcults und einigen Personen aus dem Kreis der Electi darstellten. Insbesondere Männer waren in diesem Kreis vertreten, was mich zunächst erstaunt hatte. Männer nämlich, so war die gängige Meinung in NuYu, waren nicht für verantwortungsvolle Aufgaben geeignet, im schlimmsten Fall gewalttätige Narren, im besten Fall weltfremde Informatiker.

Auch hier war ich eines Besseren belehrt worden.

Die Landschaft zog an den Fenstern vorbei, und ich erlaubte mir eine kurze Erinnerung an Reb. Reb, der garstige Subcult, der mir geholfen hatte, in das Reservat zu fliehen, der mich beschimpft, genervt, angebrüllt, aufgezogen und mich getröstet hatte. Reb, in dessen Armen

ich vor noch nicht einmal vier Tagen gelegen hatte, eine zärtliche, leidenschaftliche, unvergessliche Nacht lang.

Diesmal war ich gegangen, musste gehen.

Hoffentlich verstand er das.

DAS KELTISCHE KREUZ

Reb zügelte sein Pferd und sah sich um. Dieses Land war so grün, so unsagbar grün und leer. Ein frischer Wind wehte ihm die Haare ins Gesicht, vor ihm erstreckte sich die Felsküste, an deren schroffem Gestein sich die Wellen in schäumender Gischt brachen.

Seit einer Woche befand er sich in Irland, zu Gast bei einem Pferdezüchter, der mit Alvar terHag, seinem Vater, befreundet war. Er hatte acht gut trainierte Pferde zu ihm gebracht und sollte zwei Zuchtstuten zurückbringen. Irland gehörte, wie die Bretagne, wo sein Vater lebte, zu einem der Reservate, die sich vor nunmehr hundertfünfzig Jahren von NuYu abgespalten hatten, um der vollständigen Überwachung zu entgehen. Mit der Folge, dass hier die technische Entwicklung weit langsamer vorangeschritten war und sich eine überwiegend bäuerliche Gesellschaft erhalten hatte. Eine gastfreundliche, raue, herzliche Gesellschaft, in der Männer und Frauen Seite an Seite arbeiteten. Hier gab es keine Electi, die das Leben der Bürger, der Civitas, kontrollierten, keine Subcults, die ausgestoßen im Untergrund lebten – aber auch keine KomLinks, keine Ids, keine ständig aktualisierten Nachrichten. Probleme gab es natürlich auch, Reb hatte von seinen Gastgebern viel darüber gehört, wie schwierig es beispielsweise war, an bestimmte Waren zu kommen, die in NuYu ganz selbstverständlich zum Leben gehörten. Auch die medizinische Versorgung konnte man eher als hausgemacht bezeichnen.

Aber es war ein schönes Land, das eine eigene Magie ausstrahlte. Langsam ließ er das Pferd am Feldrain entlangraben, bis er das steinerne Monument erreicht hatte. Ein mehr als mannshohes Kreuz war es, ein Kreuz, dessen Balken von einem Ring umgeben waren. Ein keltisches Kreuz, aufgestellt vor Hunderten von Jahren, von Wind und Wetter benagt.

Er hielt davor an und griff an seinen Hals. Das goldene Amulett mit dem Brillanten in der Mitte, das keltische Kreuz, das Kyria ihm gegeben hatte, lag warm in seiner Hand. Sie besaß nun das Gegenstück, das ihm und davor seinem Vater gehört hatte.

Ein Drama verbarg sich dahinter, eines, das sie beide betraf.

Mit einem krächzenden Ruf landete eine Elster flatternd auf der Stele vor ihm. Dieser raue Schrei löste ein warnendes Gefühl in ihm aus, das er lieber nicht ergründen wollte.

Gefühle, so hatte er gelernt, waren gefährlich, und dass Kyria mehr als genug in ihm geweckt hatte, versetzte ihn gelegentlich in Panik.

Wochenlang waren sie gemeinsam auf der Flucht gewesen. Er hatte sich um sie gekümmert, anfangs mehr oder weniger aus Notwendigkeit, später, weil sie ihm so verdammt unter die Haut ging mit ihrer sturen Beharrlichkeit.

Reb stieg vom Pferd und berührte den alten, von Flechten überwachsenen Stein mit der flachen Hand. Woran hatten diese Menschen geglaubt, die diese Kreuze mit ihren verschlungenen Verzierungen aufgestellt hatten? Hatte ihnen ihr Glaube geholfen, mit den Zweifeln und der Angst fertig zu werden? Seine Mutter, die Hohepriesterin der Matronen, huldigte einer Göttin. In NuYu machten sie ein ungeheures Brimborium um deren Verehrung, aber Hilfe hatte er weder bei ihr noch bei seiner Mutter gefunden.

Seine Hand ballte sich zur Faust. Ma Donna Saphrina hatte ihn verstoßen, ihm die Identität genommen und ihn auf die Straße geschickt.

Mit zehn Jahren hatte er gelernt, was es bedeutete, aus eigener Kraft überleben zu müssen. Er hatte Glück gehabt, in der Subcultura, der Welt der Ausgestoßenen, hatte er Aufnahme gefunden. Hatte gelernt, dass Leben zäh ist. Er hatte überlebt, aber Liebe und Zuwendung hatte er nicht erfahren.

Die hatte erstmals Kyria ihm gezeigt.

Sie hatte sich um ihn gekümmert, ob er es wollte oder nicht. Er hatte es nicht gewollt, aber wenn er sich schlafend gestellt hatte, war sie zu ihm gekommen und hatte ihm die Haare aus dem Gesicht gestrichen. Sie hatte sich an seine Schulter geschmiegt, und er hatte in seinem traumlosen Schlaf Frieden gefunden, wenn sie in seiner Nähe war.

Trügerischer Frieden. Er konnte so leicht brechen.

Reb hatte Angst. Und das hasste er.

Wütend schlug er auf den Stein ein und schürfte sich die Knöchel auf.

Besser, er ging seinen eigenen Weg. Die Schmerzen, die Menschen seiner Seele zufügen konnten, waren weit unerträglicher als jeder körperliche Schmerz.

Sein Pferd stieß die Nase an seinen Arm und schnaubte leise. Er drehte sich um und lehnte den Kopf an den Hals des Tieres.

Er fühlte sich verwirrt und richtungslos.